Anette Horn
Johannesburg

Zur „multikulturellen" Polyphonie der Romane Jean Pauls. Einige Gedanken zu den Begriffen „Gleichnis", „Vergleich", „Metapher"

Auch wenn wir meinen, eine Sprache zu sprechen, sprechen wir viele. Die Polyphonie oder Mehrstimmigkeit als Verknüpfung mehrerer Redeweisen, z.B. der poetischen Rede mit dem wissenschaftlichen Diskurs, der poetischen mit der prosaischen Rede, der philosophischen mit der realistischen macht den dialogischen Charakter der Romane Jean Pauls aus: sie sind niemals einstimmig, aus einem Guss, von einem allwissenden, auktorialen Erzähler getragen, sondern mehrstimmig, fragmentarisch, durch die Klammer eines Allgemein- und Generalautors eingefasst, der immer auch augenzwinkernd mit seiner mutmaßlichen Autorität spielt, die Dinge in Szene zu setzen, wie es ihm gefällt.
Im Hinblick auf Jean Pauls polyphone Sprache und Sprachtheorie ließe sich eine interessante Parallele zwischen der Ideenassoziation, so wie sie Jean Paul von Hartley und Locke her kannte[1], und der neueren Metapherntheorie George Lakoffs und Mark Turners ziehen, die sie in ihrem Buch über die poetische Metapher **More than Cool Reason. A Field Guide to Poetic Metaphor** vertreten, wo sie zeigen, wie die Metapher neues Wissen produziert, indem sie Eigenschaften von einer bildlichen Ebene auf eine andere (abstrakte) transponiert. So können höchst komplexe imaginative Gebilde entstehen, die der Vielfalt und Vielschichtigkeit der poetischen Aussage Rechnung tragen. Dabei gehen sie stets, wie auch Jean Paul und die Empiristen, davon aus, dass unsere Ideen nicht aus abstrakten Kategorien, wie die Objektivisten meinen, hervorgehen, sondern dass unsere Gedanken verkörpert und imaginativ sind (Lakoff 1987: XIV).
Aus dieser Perspektive erscheint die Metapher als eine verkörperte Erfahrung, die auf andere Kategorien transponiert wird (Lakoff 1987: 19). Das hat auch Implikationen für die Formen der Kognition, die den meisten Menschen gemeinsam ist, obwohl es kulturbedingte Unterschiede gibt, wie z.B. unsere Wahrnehmung der Farben zeigt (Lakoff 1987: 30). Lakoff unterscheidet zwischen

[1] Über den englischen Empirismus gelangte die Theorie der Ideenassoziation - auch Assoziationspsychologie genannt - nach Europa. Diese Lehre widmete sich nicht so sehr den abstrakten Denksystemen, wie der Rationalismus vor ihr, als vielmehr der Entstehung von Gedanken eines empirischen Subjekts. Als ihre Hauptvertreter galten Locke, Hume, Young, Priestley und Hartley.

BDD-A13157 © 2006 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.42 (2026-11-15 20:01:49 UTC)

radialen Kategorien und Verkettungen, wo es zum Einen eine zentrale Kategorie gibt, die kreisförmig auf andere Eigenschaften ausstrahlt, und zum Anderen eine Kategorie, die immer linear zur nächsten führt (Lakoff 1987: 95). Damit werden verschiedene nicht-hierarchische Ordnungen des Denkens angedeutet. Die zentralen Tropen der Metonymie und Metapher bestimmen sie entgegen der gängigen Definition jeweils als Funktionsbereiche der Erfahrung und die Verschiebung („mapping") eines Funktionsbereichs auf einen anderen (Lakoff 1987: 109-110). Sie sprechen vom ökologischen Charakter des menschlichen Verstandes und meinen damit, dass Kategorien weder vorhersehbar noch willkürlich sind (Lakoff 1987: 113-114).
Aus ihren Überlegungen ließe sich ableiten, dass es keine objektive oder abstrakte Wahrheit gebe, sondern nur subjektive und perspektivische Wahrheiten (Lakoff/ Johnson 1980: X). Zwar: „Die Informationsfunktion der Sprache zielt auf semantische Eindeutigkeit ab" (Lotmann 1977: 132). Aber noch während Lotmann eine solche Eindeutigkeit behauptet, benutzt er schon wieder eine „Metapher": Wie ein Bogenschütze „zielt" die Sprache, was natürlich impliziert, dass sie „wie" der Bogenschütze auch daneben schießen kann. Unser begriffliches System ist im Wesentlichen metaphorisch und dieses System bestimmt auch unser alltägliches Handeln. Normalerweise sind wir uns unseres konzeptuellen Systems nicht bewusst, denn es operiert automatisch (Lakoff/ Johnson 1980:3-5).
Nun sind Metaphern, mit deren Hilfe wir uns in der Welt orientieren, durch unsere Körper und unsere physische Umgebung determiniert. Das heißt, dass sie nicht willkürlich sind, sondern eine Grundlage in unserer physischen und kulturellen Erfahrung haben (Lakoff/ Johnson 1980: 13-14). Daraus ließe sich auf die kulturelle Kohärenz der Metapher schließen, die aber auch zulässt, dass verschiedene Manifestationen der Erfahrung verschiedene Metaphern hervorrufen. Gerade die Verankerung der Metapher in der Erfahrung ermöglicht, dass sie dem Zweck der Verständigung dient (Lakoff/ Johnson 1980: 19-20).
Durch die metaphorische Denk- und Sprechweise Jean Pauls werden die Leser zu Mitspielern des Autors. Dies geschieht nicht nur durch die Anrede der Leser, sondern bereits auf der mikrologischen Ebene des Wortes, nämlich in der Weigerung, eine direkte Aussage zu machen und stattdessen den indirekten Ausdruck zu wählen, sei es durch das Gleichnis, den Vergleich oder die Metapher. Dadurch, dass er immer auch andere Rede- und Sichtweisen zu Worte kommen lässt, relativiert Jean Paul die Autorität einer einzigen, totalen und objektiven Wahrheit, sei es die eigene, sei es die zitierte. Das eigentlich gemeinte authentische Signifikat erweist sich somit als ein Simulakrum, stattdessen existieren Assoziationsketten zwischen den Wörtern und Ideen, die vom Autor und den Lesern gleichermaßen hergestellt werden müssen.
Jean Paul sagte einmal, man solle auf sein Grabmal setzen, keiner habe soviele Gleichnisse gemacht wie er, und das bestätigt eine Durchsicht seiner Werke. Er

BDD-A13157 © 2006 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.42 (2026-11-15 20:01:49 UTC)

verwendet den Begriff des Gleichnisses nicht als Parabel, sondern im Sinne von Vergleich, Bild und Metapher. Der Begriff der Bildlichkeit, der diese drei Figuren der Rhetorik einschließt, ist von teils widersprüchlichen Definitionen gekennzeichnet. In der klassischen Tradition von Quintilian und Aristoteles wird ihr illustrativer Zweck betont. Nach Quintilian handelt es sich bei der Metapher um:

> […] Ähnlichkeitsbeziehungen zwischen Bild und Gegenstand, „dessen Eigenschaft sie illustrieren". Somit deutet Quintilian die Metapher als verkürzten Vergleich [...], in Umkehrung des aristotelischen Ansatzes, der den Vergleich von der Metapher ableitet. Vergleiche und Metaphern haben für Quintilian illustrative Wirkung, insofern sie „das ganze Bild der Dinge" [...] erzeugen, wie „die Wölfe räubernd im dunklen Nebel" (Vergil: **Aeneis**). (Killy 1998: 111/ XIII)

Neben die illustrative Funktion der Bildlichkeit tritt ihre Bedeutung als Wortschmuck, d.h. als uneigentliches, übertragenes Sprechen. Die Bildlichkeit gilt als

> Vergegenwärtigung durch Wortschmuck (lat. ornatus), durch Figuren und Tropen der Rede: Die wichtigsten Mittel sind, seit Aristoteles, der Vergleich oder das Gleichnis (lat. similitudo) und die Metapher (lat. u. griech. Metaphora: „übertragene" uneigentliche Bezeichnung, s.u.). Sie erzeugen eine »erhabene, blühende, liebliche und staunenswerte« (Quintilian) Wirkung u. rücken dadurch die Gegenstände selbst in ein helles Licht (Killy 1998: 111/ XIII).

Bei Jean Paul büßen die Metaphern und Gleichnisse jedoch ihren illustrativen und schmückenden Charakter weitgehend ein und dienen der Erfindung neuer Wahrheiten. Sie wirken höchst artifiziell und konstruiert und fordern den Intellekt ebenso wie die sinnliche Phantasie heraus, eine neue Verbindung zwischen weit entlegenen Gegenständen des Wissens herzustellen. Das Jean Paulsche Gleichnis unterscheidet sich somit vom üblichen Bedeutungsdreieck des Vergleichs und der Metapher, das zwischen Bild, Gegenstand und Eigenschaft, dem tertium comparationis, entsteht, indem es ein ganzes Beziehungsgeflecht zwischen zwei Begriffsfeldern herstellt, das von den Lesern nur mühsam dekodiert werden kann. Jean Pauls Gleichnisse und Metaphern sind geradezu daraufhin angelegt, etwas, was nie vorher zusammengedacht wurde, zusammenzubringen und dadurch eine blitzartige, neue Erkenntnis zu erzeugen. Der schöpferische Funke der Metapher entsteht nicht durch die Präsentation zweier Bilder, d.h. zweier Signifikanten, die gleichermaßen realisiert werden, sondern durch die Ellipse eines Ausdrucks, für den ein anderer substituiert wird (Lyotard 1989: 35). Je „kühner" die Metapher, je stärker sie „Gewohntes" in einen ungewohnten Zusammenhang bringt, desto geringer die Gefahr einer Verwechslung mit dem, was wir schon kennen, desto schwieriger aber auch die Verständigung über das Erlebte.

BDD-A13157 © 2006 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.42 (2026-11-15 20:01:49 UTC)

Als einen Gewährsmann für Jean Pauls anti-systematische Philosophie könnte neben Leibniz und Lessing auch der Leipziger Professor der Philosophie und „Arzneykunst", Ernst Platner, genannt werden, dessen Schriften Jean Paul, nach seinen Exzerpten zu schließen, bereits in seiner Schulzeit zur Kenntnis nahm, und den er später während seines Studiums in Leipzig als Lehrer besonders hoch schätzte. Interessant ist, wie Platner die Grenzen zwischen Anatomie und Physiologie, Psychologie, worunter er Logik, Ästhetik und Moralphilosophie zählt, und Anthropologie, deren Ziel es sei, „Körper und Seele in ihren gegenseitigen Verhältnissen, Einschränkungen und Beziehungen zusammen [zu] betrachten" (Platner 1998: XVII; vgl. auch Kosenina 1998), überschreitet und Verbindungen zwischen ihnen herstellt. Er sammelt diese Disziplinen unter dem Oberbegriff der „Arzneykunst", die für ihn eine philosophische Betrachtungsweise einschließt. So schreibt Jean Paul, dass derjenige, der Arzneikunde und Philosophie verbindet, der bessere Arzt sei, da er die Wechselwirkung zwischen Körper und Seele besser verstehe:

> Der Philosoph breitet sich schon über den menschlichen Körper und dessen Kenntnis aus; er redet von dem Baue desselben und den Ursachen des Lebens, dem Triebwerke, wodurch er erhalten wird, den Ursachen (der Absonderung) des wechselseitigen Einflusses des Körpers auf die Seele und der Seele auf den Körper (Jean Paul 1975-85: II, I, 20).

Während der Blick des Philosophen auf den Körper und damit auf die Realität gerichtet wird, werde der Kopf des Arztes durch die Philosophie licht gemacht (vgl. Jean Paul 1975-85: II, I, 21).
In einem Abschnitt über das Genie macht Platner die Geschwindigkeit und Leichtigkeit der Assoziation und Kombination als Kennzeichen des Genies aus. Dazu zählt er auch die Gabe, Bilder der Phantasie mit Wörtern zu verbinden, womit er die Metaphernproduktion umschreibt (Platner 1998: 258-259). Auch seltene Zusammensetzungen von Ideen zeichnen das Genie aus (Platner 1998: 277). Schließlich widmet er sich dem Witz, den er typisch für die Zeit, als „Bemerkung verborgener und entfernter Aehnlichkeiten" definiert (Platner 1998: 278). Hier macht er drei Arten dingfest:

> (1) Durch Gegeneinanderstellung des Aehnlichen und des Gegenbildes. Dies ist, wenn jenes lebhaft vorgestellt wird, ein Gleichnis, wird es nur obenhin angezeigt, eine Vergleichung. (2) Durch Vorstellung eines Bildes mit Weglassung des Abgebildeten. Ist das Bild wirklich ein Gegenstand des Gesichts, so ist es Allegorie, ist das Bild eine Erzählung, so heißt es Fabel, ist es ein Ausdruck, so nennt man es Metapher, oder wenn die Aehnlichkeit scherzhaft ist, ein bon mot. (3) Durch scherzhafte oder ernsthafte Vergleichung kleiner Sachen mit großen, entweder in wirklichen Vergleichungen, oder in großen feyerlichen Vorbereitungen, welche die folgenden Ideen vergrößern (Platner 1998: 278-279).

BDD-A13157 © 2006 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.42 (2026-11-15 20:01:49 UTC)

Dies stimmt im Wesentlichen mit Jean Pauls Definition des Gleichnisses, der Allegorie und des witzigen Vergleiches überein.
Wuthenow (1970: 64) argumentiert, dass Jean Paul die romantische Form der unendlichen Subjektivität anstrebe, die der klassischen, eindeutigen Form entgegenlaufe:

> Es wird hier gewissermaßen gegen den Strich geschrieben und gegen die Baugesetze komponiert. Satzgliederung und Bedeutungsverteilung auf die Haupt- und Nebensätze laufen der Bedeutung, die sie für den zunächst uninformierten Leser gewinnen sollten, geradezu entgegen. Damit verliert die Sprache ihre Festigkeit, ihren Mitteilungscharakter und scheint ihrer herkömmlichen Funktion bereits enthoben zu sein. Gleichzeitig wird der eigentliche Vorgang, das ´Faktum´, weniger überspielt oder überlagert, als vielmehr auf eine ganz eigentümliche Weise gleichsam vernichtet.

So benutzt Jean Paul die Naturwissenschaft z.B. nicht als objektive, zeitlose Wahrheit, die er einem Laienpublikum im Sinne der Aufklärung durch passende Bilder und Metaphern nahebringen will, sondern umgekehrt, er verwendet die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse, "um menschliche Vorgänge zu erklären und zu illustrieren" (Esselborn 1989: 21). Dabei verwendet er sie für ihr diametral entgegengesetzte Zwecke, nämlich als Metaphern. So verfolgt er vier miteinander verbundene Absichten, wie Esselborn anmerkt:

> 1. Er hält sich mehr an einzelne und genaue Details als an pauschale Aussagen und überschreitet damit oft die Grenzen der Populärwissenschaft.
> 2. Er relativiert und ironisiert viele Erkenntnisse, indem er sie einer satirischen und humoristischen Haltung anpaßt.
> 3. Er integriert auch das Naturwissen viel stärker, besonders in der Bildlichkeit, aber auch im gelehrt-witzigen Stil.
> 4. Neben der Berücksichtigung der weltanschaulichen Konsequenzen der Naturwissenschaft findet sich auch die Anlehnung an ihr methodisches Vorgehen. (Esselborn 1989: 45)

Diese Methode liegt in einem schonungslos-sezierenden Blick auf menschliche Vorurteile und Schwächen.
Im Gegensatz dazu hält Max Kommerell die Erfindung einer Sprache der Innerlichkeit für den wesentlichen Aspekt der naturwissenschaftlichen Gleichnisse:

> Die gesuchtesten und abliegendsten Vergleichungen aus allen Bereichen, anatomische, physikalische und astronomische [werden] keineswegs gemieden, tragen die Linien des verdeckten Seelengewebes auf - was entsteht, gleicht einer

BDD-A13157 © 2006 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.42 (2026-11-15 20:01:49 UTC)

> Statue, auf der die Muskeln, Sehnen und Gefäßbündel eingezeichnet sind. Da ihm nicht die Geschichte sondern die Wiedergabe des Innern Hauptanliegen ist, übersteigt Jean Pauls Gleichnisvorrat den anderer hundertfach (Kommerell 1977: 45).

Somit lässt Jean Paul nach Kommerell allerdings wiederum eine Metapher vermissen, die des verhüllenden Gewandes, in diesem Fall der Haut. Das heißt jedoch, dass die Jean Paulsche Metapher die übliche Vorgehensweise umkehrt: Sie soll enthüllen statt zu verhüllen.

Gerade in der Gestaltung der unendlichen Innerlichkeit der Figuren liegt die Polyphonie der Romane Jean Pauls begründet. Das geht aus der Erkenntnis hervor, dass man „einen lebendigen Menschen nicht zu einem stimmlosen Objekt in seiner Abwesenheit durchgeführten, seine Gestalt abschließenden Erkenntnis machen [kann]. Im Menschen ist immer etwas, das nur er selber im freien Akt des Selbstbewußtseins und des Wortes öffnen kann, das der verdinglichenden von außen kommenden Definition widersteht" (Bachtin 1990: 99). Diese uneingeschränkte Subjektivität lässt sich am Generalautor ablesen, der als Figur im Romangeschehen auftritt und sich von anderen Figuren spiegeln lässt und der auch nicht das letzte Wort über die anderen Figuren spricht.

Das Wort Gleichnis beruht auf dem Wortspiel von Gleichen und Gleichmachen des Gegensätzlichen, wie Jean Paul ironisch bemerkt, und verweist somit auf eine demokratische Tradition der Redevielfalt, die Michail Bachtin bereits im mittelalterlichen Karneval und in der Lachkultur ausgemacht hat. Dabei werden die alltäglichen, von Kirche und Staat sanktionierten Normen und Konventionen außer Kraft gesetzt, und eine Paarung der Gegensätze kann stattfinden, was sowohl bedeutet, dass die sozialen Schranken aufgehoben werden, und hochrangige und niedrigstehende Menschen miteinander auf einer Ebene verkehren, weshalb die Saturnalien auch immer beim Adel und gehobenen Bürgertum verpönt waren, ohne dass sie jedoch ihre Funktion als eines sozialen Ventils entbehren konnten, denn nach der Dauer dieser kurzen Anarchie war die Autorität der alten Standesordnung wieder hergestellt.

Es werden aber auch in der diskursiven Ordnung der Sprache durch das Gleichnismachen die normale Ordnung der Dinge verkehrt: Wie z.B., dass der Autor gleich zu Anfang eines Buches weiß, worum es geht, was durch den Titel angegeben wird. Der Gleichnismacher verfährt dagegen wie ein Journalist, der ebenfalls erst beim letzten Blatte dem Journal einen Haupttitel geben kann, da er von der augenblicklichen Eingebung und der Entwicklung der Dinge abhängig ist. Damit wird auf den Prozesscharakter des Gleichnismachens und –aufschlüsselns aufmerksam gemacht, denn das Verstehen eines Zusammenhangs entfaltet sich von Wort zu Wort und die Lösung kommt erst am Ende dieser Entwicklung. Das setzt ein geduldiges Zusammenlesen der Zeichen voraus, gleich einem Schachbauern, der erst auf dem letzten Feld zum Offizier avanciert, da er keinen Gegner mehr hat.

BDD-A13157 © 2006 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.42 (2026-11-15 20:01:49 UTC)

Das Gleichnismachen hat somit etwas von dem Regelcharakter und der Willkür des Spiels und des Spiels mit der Autorität: Die Dinge schreiten nach einem regelmäßigen Plan voran, können dann aber plötzlich eine überraschende Wendung nehmen, genauso wie der französische König die Früchte seiner außerehelichen Beziehungen zu Prinzen machen und somit legitimieren konnte. Das wird in einem Gleichnis des Dr. Fenk über das Gleichnismachen Jean Pauls im **Hesperus** suggeriert, der sich auf diese Weise durch eine andere Romanfigur spiegelt. Dieses Gleichnis erstreckt sich über drei Seiten und enthält so viele Bezüge, dass einem der Schädel brummt. Es hebt selbst die scheinbar naturgegebene Grenze zwischen Mensch und Tier auf, indem es suggeriert, dass im demokratischen England der Reiter und sein Pferd eine Einheit bildeten, während in Frankreich der Edelmann sich ganz von seinen Pferden trennte, indem er sie vor den Staatswagen spannte. Damit macht er auf das Missverhältnis von Souverän, Adel und Volk in einer absolutistischen Monarchie aufmerksam. Er mokiert sich aber auch über den Eigendünkel des Adels, der sich etwas auf seine feine Erziehung einbildet, diese aber nicht nutzt, um sein Land gut zu regieren, wie der von den Privilegien des Adels ausgeschlossene Jean Paul moniert. Er macht sich also Hoffnungen, als „illegitimer Sohn“ des Fürsten von Flachsenfingen, diesen Nachteil durch das Gesetz wettzumachen, wonach uneheliche Kinder aus Fürstenfamilien nobilitiert werden können, und beteuert, das Regieren nach einem gründlichen Studium der besten französischen und lateinischen Werke zu besorgen, um die Menschheit dadurch wieder auf die Beine zu stellen. Damit impliziert er, dass die unterdrückten Menschen bisher nur Narren waren, d.h. einem Aprilscherz aufsaßen, und dass die wahre Entfaltung der Menschheitsgeschichte noch vor uns liegt, was durch das Bild Polens im Röckchen angedeutet wird. Das Bild des ersten Aprils wäre somit sowohl ein Bild für die ewige Wiederkehr dergleichen historischen Unfreiheit als karnevaleskes Narrenfest als auch ein Bild des Anfangs, was Jean Pauls Fortschrittsoptimismus der Aufklärung widerspiegelt, der sich aus heutiger Sicht allerdings auch nur begrenzt bestätigt hat.

In seinen sprachphilosophischen Schriften hat das Denken in Metaphern und Bildern außerdem die Bedeutung einer ursprünglicheren Sprache, da es die Sinne und Leidenschaften anspricht. Diese erfuhr um 1800 eine Aufwertung durch Herders Abhandlung **Über Bild, Dichtung und Fabel** (1787):

> Herder begreift den Menschen als „bilderdichtendes Wesen” u. Dichten als ein Erzeugen von Bildern durch das „Hinübertragen“ unserer „Empfindungs- und Denkart in die Gegenstände”. Schon 1762 hatte Johann Georg Hamann in der **Aesthetica in nuce** (1762) formuliert: „Sinne und Leidenschaften reden und verstehen nichts als Bilder. In Bildern besteht der ganze Schatz menschlicher Erkenntniß und Glückseeligkeit” (Killy 1998: 111/ XIII).

BDD-A13157 © 2006 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.42 (2026-11-15 20:01:49 UTC)

Diese Definition konnte die Spaltung in die Bildersprache der Dichtung einerseits und die eindeutige Begrifflichkeit der Wissenschaft andererseits überdauern, die auch um diese Zeit stattfand. Jean Paul z.B. verwendet eine Vielfalt von Wissenschafts- und Fachsprachen, die er zum Erfinden von Metaphern und Vergleichen benutzt:

> Ein Aspekt, den Bachtin nicht erwähnt, der aber für unseren Autor zentral ist, ist das Aufgreifen von Berufs- und vor allem wissenschaftlichen Fachsprachen in der Bildlichkeit, bervorzugt in Vergleichen und Metaphern. Die Polyphonie der Redeweisen und Stimmen setzt sich also in die Metaphorik Jean Pauls hinein fort (Esselborn 1989: 41).

Jean Paul scheint Herders Meinung zu teilen, wenn er behauptet, dass anthropologisch gesehen, bestimmte Bilder das gleiche in allen Kulturen bedeuten, z.B. Licht das Wahre und Finsternis den Irrtum, da das Bilderdenken Teil eines gemeinsamen natürlichen und kulturellen Vermächtnisses sei (Selbst „schwarze" Afrikaner denken in dieser Weise das Helle als positiv gegen das Dunkle – einmal abgesehen von der „Black consciousness"-Bewegung, die darauf beharrt, dass „black is beautiful"). Das schließt nicht die Möglichkeit der Vertauschung dieser Relationen auf einer höheren Stufe aus, sodass jedes Zeichen zugleich bedeuten und bezeichnen kann. Damit sind dem Spiel der Bedeutungen keine Grenzen gesetzt. Jean Paul sieht diese Entwicklung als Teil der Sprachmenschwerdung der Natur:

> Die Metaphern aller Völker (diese Sprachmenschwerdungen der Natur) gleichen sich, und keines nennt den Irrtum Licht und die Wahrheit Finsternis. So wie es kein absolutes Zeichen gibt - denn jedes ist auch eine Sache -, so gibt es im Endlichen keine absolute Sache, sondern jede bedeutet und bezeichnet; wie im Menschen das göttliche Ebenbild, so in der Natur das menschliche. Der Mensch wohnt hier auf einer Geisterinsel, nichts ist leblos und unbedeutend, Stimmen ohne Gestalten, Gestalten, welche schweigen, gehören vielleicht zusammen, und wir sollen ahnen; denn alles zeigt über die Geisterinsel hinüber, in ein fremdes Meer hinaus (Jean Paul 1975: I. 5, 182-183).

Wir können Jean Pauls Denkstil einen nennen, der ständig in Bewegung ist, der, wenn er auch äußerlich scheinbar in einer deutschen Kleinstadt festsitzt, doch ständig unterwegs ist. Das Reisen hat die epistomologische Implikation, dass an die Stelle wissenschaftlicher Systeme Schwerpunkte und subjektive Meinungen treten, wie sich das z.B. in der Reisebeschreibung manifestiert (Debold 1988: 31). Annette Debold nennt Swift, Lukian und Rabelais als Vorbilder für diesen Denkstil. Phantasie und Realität bilden in diesem Wissensmodell keine ausschließlichen Gegensätze mehr, sondern ein poetisches Ganzes. So möchte der

BDD-A13157 © 2006 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.42 (2026-11-15 20:01:49 UTC)

Luftschiffer Gianozzo die sesshaften Gelehrten „aufsprengen". Der Vorteil des Philosophierens unterwegs sei, dass die Bewegung das Denken anregt.
Die Belebung der Natur durch die Metapher beruht auf dem analogen Denken, das den toten Gegenständen auf Grund ihrer menschlichen Ähnlichkeit Leben einhaucht. Jean Pauls semiotischer Theorie des Ursprungs der Sprache liegt allerdings noch ein Rest Metaphysik zugrunde, da wir die Zeichen der Transzendenz im Diesseits ahnen sollen, wie eine Geisterinsel in einem fremden Meer. Der metaphysische Bezugsrahmen ist jedoch auch die Voraussetzung der geistigen Freiheit. So wie die erste Schöpfung die Natur durch Gott hervorbrachte, bringt diese zweite Schöpfung das Reich des Geistes durch den gottähnlichen Menschen hervor. Die Sprache selbst wird dadurch in den Rang eines göttlichen Schöpfungsakts erhoben - durch die „Sprachmenschwerdung" der Natur wird die Natur aus ihrer Stummheit erlöst und geht in die unendliche Zirkulation der Zeichen über.
Am Gleichnis interessiert Jean Paul außerdem die Mehrdeutigkeit, die über die bloße Worterklärung oder tote Begrifflichkeit der abstrakten Theorie und Philosophie hinausgeht, indem sie durch Bilder etwas von dem ihr verwandten Leben wiedergibt. Da sich für jeden das Leben anders spiegelt, wird immer auch etwas von der subjektiven Erfahrung des Betrachters in die Interpretation eines Bildes einfließen. Somit ist das Gleichnis von vorn herein perspektivisch und hat so viele Definitionen wie Leser und Zuhörer (Jean Paul 1975: I. 5, 30). Auch die Multiperspektivik erscheint als ein Kennzeichen der Polyphonie.
Hans Esselborn macht auf die antidogmatischen Implikationen der Polyphonie von Jean Pauls Romanen aufmerksam:

> Zu denken ist dabei nicht nur an die Vielfalt der Redeweisen und Stimmen als charakteristisches Merkmal von Jean Pauls Romanen, sondern auch an eine antidogmatische Konstruktion von Zusammenhang und Sinn, die aus dem Schwanken zwischen transzendenter Sinnerwartung und subjektiv experimentellem Sinnentwurf hervorgeht und die den Vorwurf des Chaotischen hervorgerufen hat (Esselborn 1992: 34).

Herbert Kaiser macht darauf aufmerksam, dass auch die Schrift eine Metapher für das Buch der Natur ist, und dass wir Schreibende und Beschriftete zugleich sind:

> Auch die Metapher der Schrift oder des Buchs der Natur verweist auf diese Polarität: Als Beschriftete sind wir von einem Geist oder Gott Bezeichnete, als Schrift- und Zeichenträger jedoch gehören wir zur äußeren Natur. Der Mensch ist, darin von allem anderen seiner Welt nicht unterschieden, immer „Sache" und „Zeichen", Natur und Geist zugleich (*Vorschule*, § 49). (Kaiser 1995: 75)

BDD-A13157 © 2006 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.42 (2026-11-15 20:01:49 UTC)

Dabei beraubt uns die Metapher des Eigennamens und somit der eigentlichen Identität, indem sie uns als Teil einer Gemeinschaft des Ich und Du oder der Gesellschaft erscheinen lässt, denn durch die Sprachmenschwerdung gehen wir in die unendliche Zirkulation der Zeichen und des gleitenden Signifikanten des Pronomens „Ich" ein und werden somit zu gesellschaftlichen Wesen: Jean Paul legt die „Leistung der Metapher im Unterschied zur bestimmenden Sprache, offen[...], denn die Metapher ist ein ‚Scheinsterben' des Namens. Anthropologisch ist sie, weil in ihr ein Modell für das Ich, seine Stellung zum Du (Liebe, Freundschaft), zum Wir und Ihr (Gesellschaft, Staat) entworfen wird" (Kaiser 1995: 96).
Damit nimmt Jean Paul die Subjektivierung der naturwissenschaftlichen Erkenntnisse (Naturgesetze) vorweg, die dann von Nietzsche konsequent weitergedacht wurde:

> Alle Wahrheit ist menschlich, als solche anthropomorph oder metaphorisch. Für die Wahrheit der Kunst sei das bekannt, für die der Naturwissenschaften noch nicht; gerade diese und ihr philosophischer Stammvater, Kant, treiben nach Nietzsche die Anthropomorphisierung am weitesten, weil sie sich über den grundsätzlich metaphorischen Charakter ihrer Erkenntnisprinzipien täuschen (Kaiser 1995: 20).

Kaiser weist darauf hin, dass dies selbst nur aus einer unendlichen kosmischen Perspektive möglich ist, die wiederum metaphysisch anmutet: „Nietzsche aber unterstellt, daß für den mit dem 'Trieb zur Metaphernbildung, jenem Fundamentaltrieb' [...] ausgestatteten Menschen die Idee einer solchen Grenze und jenseitigen Sphäre sinnlos sei - obschon er selbst seinen theoretischen Blick auf das verlorene Gestirn unserer Erde aus dem unendlichen Raum als einem gleichsam physikalischen Jenseits richtet. Er ist gezwungen aus der überirdischen und nicht-menschlichen Perspektive des Weltalls [...], von außen her, die Erde als Lebens-Situation des Menschen erscheinen zu lassen, um die Metaphernbildung als die uns eigentümliche Erkenntnisform begreifen zu können" (Kaiser 1995: 20-21). Implizit nimmt Jean Paul diese Position durch seine Setzung einer Transzendenz vorweg, die ebenso metaphorisch ist, wie sie das Denken in wissenschaftlichen Begriffen überhaupt ermöglicht.

Literatur

Bachtin, Michail M. (1990): **Literatur und Karneval. Zur Romantheorie und Lachkultur**, Frankfurt am Main: Fischer.

Bachtin, Michail M. (1979): *Das Wort im Roman*. In: Rainer Grübel (Hrsg.): **Die Ästhetik des Wortes**, Frankfurt am Main: Fischer, 183-193.

BDD-A13157 © 2006 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.42 (2026-11-15 20:01:49 UTC)

Debold, Annette (1988): **Reisen bei Jean Paul. Studien zu einer real- und gattungshistorisch inspirierten Thematik in Theorie und Praxis des Dichters**, St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag.

Esselborn, Hans (1989): **Das Universum der Bilder. Die Naturwissenschaft in den Schriften Jean Pauls**, Tübingen: Max Niemeyer.

Esselborn, Hans (1992): „Die Vielfalt der Redeweisen und Stimmen. Jean Pauls erzählerische Modernität". In: **Jahrbuch der Jean-Paul-Gesellschaft**, Bd. 26/27, 32-66.

Herder (1963): **Über Bild, Dichtung und Fabel (1787)**. In: **Herders Werke in fünf Bänden**, ausgewählt und eingeleitet von Wilhelm Dobbek, Weimar: Volksverlag.

Jean Paul (1975): **Werke in zwölf Bänden**, hrsg. v. Norbert Miller, Nachw. v. Walter Höllerer, München/Wien.

Jean Paul (1975-85): **Sämtliche Werke**, Abt. II: **Jugendwerke und vermischte Schriften**, 4 Bde., hrsg. v. Norbert Miller und Wilhelm Schmidt-Biggemann, München/Wien 1975-85.

Jean Paul: **Vorschule der Ästhetik**. Jean Paul **Sämtliche Werke**, Abt. I, Bd. 5, 7-456.

Kaiser, Herbert (1995): **Jean Paul lesen. Versuch über seine poetische Anthropologie des Ich**, Würzburg: Königshausen & Neumann.

Killy, Walther (Hrsg.) (1998): **Literaturlexikon**, Berlin: Bertelsmann Lexikon Verlag.

Kommerell, Max 1977. **Jean Paul**, 5. durchgesehene Aufl., Frankfurt am Main.

Lakoff, George (1987**): Women, Fire and Dangerous Things. What Categories reveal about the Mind**, Chicago and London: The University of Chicago Press.

Lakoff, George/ Turner, Mark (1989**): More than Cool Reason. A Field Guide to Poetic Metaphor**, Chicago/London: The University of Chicago Press.

Lakoff, George/ Johnson, Mark (1980): **Metapors we live by**, Chicago/London: The University of Chicago Press.

Lotman, Juri (1977): *Zur Distinktion des linguistischen und des literaturwissenschaftlichen Strukturbegriffs*. In: Peter V. Zima (Hrsg.): **Textsemiotik als Ideologiekritik**, Frankfurt am Main, 131-148.

Lyotard, Jean François (1989) : **The Lyotard Reader**. Ed. by Andrew Benjamin. Oxford: Basil Blackwell.

Platner, Ernst (1998): **Anthropologie für Ärzte und Weltweise**. Erster Teil. Mit einem Nachwort von Alexander Kosenina, Hildesheim/Zürich/New York: Georg Olms.

Wuthenow, Ralph-Rainer (1970): *Allegorie-Probleme bei Jean Paul. Eine Vorstudie*. In: **Jahrbuch der Jean-Paul-Gesellschaft** Bd. 5, 62-84.

BDD-A13157 © 2006 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.42 (2026-11-15 20:01:49 UTC)